



Einfälle fürs Liebesbegehren

Als Li Yü im Jahre 1658 das Vorwort zu seiner Novellensammlung Shih-erh lou, „Die zwölf Türme“, niederschrieb, stand es mit China nicht zum Besten: Das Steppenvolk der Mandschu hatte das Land erobert, im Jahre 1644, und ein Nomadenfürst war jetzt auch Kaiser von China. Sonst aber – jenseits der politischen Verhältnisse – ging es China gut, denn die Wirtschaft prosperierte einmalig, und unter den Intellektuellen begannen sich neue Gedanken zu regen – vergleichbar denen, die in Europa „Aufklärung“ genannt werden sollten.

Zwölf Liebesgeschichten schrieb Li Yü (1611-1680), in deren Mittelpunkt jeweils ein turmähnliches Gebäude steht. Auf unterschiedliche Art, aber jede dieser Liebesgeschichten weist ungewöhnliche Züge auf, oft durchaus unkonventionelle Liebesbeziehungen darstellend, denn Li Yü ist ein für chinesische Verhältnisse ein ganz ungewöhnlicher Literat: Theaterdirektor und Verfasser von Theaterstücken, Verfasser von historischen Betrachtungen und weiteren Erzählungen, vor allem aber ein Lebenskünstler und Kenner der feinen Lebensart. Wenn heutzutage weltweit von Lifestyle geredet wird – Li Yü zählt zu den Ahnherren dieser Art von Weltsicht.

In der vierten seiner Turm-Geschichten schickt sich in einer wohlhabenden südostchinesischen Stadt ein Jüngling an, sich auf die Suche nach einer Ehefrau zu begeben – auch das ein wenig wider die Konventionen. Er überlegt, nach der Übersetzung von Franz Kuhn:

„Ich bin jetzt fast zwanzig, da ist es hoch an der Zeit, mich nach einer Braut umzuschauen. Aber blind möchte ich meine Wahl nicht treffen, und solche, nach denen mir der Sinn steht, schön, vornehm, aus angesehenem Mandarinhause stammend, bekommt man leider vor der Heirat nicht zu sehen. Auf ein Mädchen von einfacher Herkunft und aus kleinen Verhältnissen lege ich keinen Wert. Auf die Ehevermittlerinnen aber ist heutzutage kein Verlaß.“

Da kommt ihm ein Instrument zupaß, das er bei einem Trödler entdeckt hatte: ein Fernrohr. Schon bald hat er in diesem eine ihn begeisternde Schöne „auf dem Kieker“, doch damit beginnen erst die Verwicklungen. Bei deren Lösung und bis zum guten Ende ist ihm dieses Gerät noch öfter behilflich – und dieses Gerät stellt das auffällig Ungewöhnliche in dieser Geschichte dar. Zugleich verbinden sich damit einige Fragen.

In einem Nebensatz sagt Li Yü, daß dieses Tausend-Meilen-Auge oder Geister-Auge, wie er das Fernrohr nennt, aus dem Westen stamme. Tatsächlich hatte der niederländische Brillenmacher Hans Lipperhey die Urform des Fernrohrs oder Teleskops um das Jahr 1608 erfunden, und der Astronom Galileo Galilei hatte es im Jahre 1609 vervollkommen. In das kaiserliche Observatorium in Peking hatte es wohl der jesuitische Missionar Adam Schall zu Bell bald nach 1644 gebracht. – Wie gelangte Li Yü an seine Kenntnis des Instruments, der meistens im Süden Chinas lebte, allerdings auch einmal in Peking weilte?

Möglicherweise war das Instrument durch chinesische Mechaniker schnell nachgebaut worden. Vielleicht auch hatte Li Yü von diesem Wunderinstrument nur gehört, nie eines gesehen. Jedenfalls leistet er sich eine historische Ungenauigkeit, denn er läßt diese Geschichte schon in den Jahren um 1350 spielen – als China von den Mongolen beherrscht wurde. Soll auch dieser Umstand etwas bedeuten?

Wie dem auch sei. Li Yü hatte von der neuen Literatur gefordert, sie solle „Neuerungen“ darstellen. Das Teleskop als Mittel der bequemen Partnersuche ist in dieser Geschichte vordergründig eine solche Neuerung, aber nicht die einzige. Vor allem um gesellschaftliche Neuerungen verlangte – und praktizierte – Li Yü nämlich.